



geföhle & maskulinität profeministische akademie

Quelle: Rae Spoon & Ivan E Coyote 'Goodbye Gender' (2014).
S.48-49, w_orten & meer, Berlin.

'Cowboy'-Sein

Solange ich mich zurückerinnern kann, arbeitete Onkel Carl auf Ölbohranlagen. Wir wussten vorher nie, ob er an Weihnachten oder Thanksgiving auftauchen würde. Alles hing davon ab, ob sein Chef der Crew freigeben würde oder nicht, und das kam auf den Erdölpreis an. Manchmal fuhr es aus Saskatchewan zurück zwölf Stunden durch, um mit uns zusammen zu sein. Andere Male war er nicht erreichbar und arbeitete irgendwo weit draußen auf dem flachen, gefrorenen Land. Einmal, als er Weihnachten nach Hause kam, wusste niemensch, dass er ein paar Monate vorher den Teil eines Fingers verloren hatte. Mein Onkel spielte uns damit einen Streich. Er kam zu mir und machte diesen Trick, bei dem er so tat, als ob er einen Teil seines Fingers abbriss, was normalerweise so gemacht wird, dass der Finger zurückgezogen wird, und ein Teil des Daumens an der anderen Hand sieht dann so aus, als wäre das der abgerissene Teil des Fingers. Bloß gab es diesmal am Ende keinen „Ich-mache-nur-Spaß-Moment“, und er lachte noch eine halbe Stunde lang, nachdem ich kreischend entdeckt hatte, dass wirklich ein Teil seines Fingers fehlte. Obwohl er mich manchmal schockte, liebte ich es, wenn er mir Aufmerksamkeit schenkte. Ich nahm es ihm nicht einmal übel, als er mir, beim Versuch mich auf seine Schultern zu heben, aus Versehen den Arm auskugelte. Ich weinte bloß, bis meine Verwandten mir Süßigkeiten gaben und wir dann merkten, dass sich mein Arm auf dem Weg in die Notaufnahme von selbst wieder eingekugelt hatte.

Meine Onkel, die auf den Ölbohranlagen arbeiteten, waren oft monatelang weg von zu Hause. Sie arbeiten vierzehn Stunden oder mehr am Tag, in jeder Saison, die ihnen die Einöde aufbürdete. Alle drei waren, sobald sie konnten, von der Schule abgegangen und verdienen jetzt mehr Geld als die meisten, die auf der Universität gewesen waren. Das Leben auf den Ölbohranlagen ist einsam. Als ich noch klein war, passierte es immer mal wieder, dass einer meiner Onkel mitten in der Nacht betrunken anrief und uns alle vier Kinder sprechen wollte, um uns zu sagen, dass er uns lieb hatte. Wir witzelten darüber und machten einander Zeichen, während wir den Hörer weitergaben, gleichzeitig aber spürte ich die Einsamkeit meiner Onkel und fand mich darin wieder.

Als mein Bruder Jack starb, trugen meine Onkel seinen Sarg, ohne zu weinen, von der Kirche bis zum Grab. Ich schaute zu ihnen hoch, als sie an mir vorbeingingen, und wünschte mir, so stark zu sein wie sie. [...]

In Tagträumen stellte ich mir manchmal vor, ich wäre so wie sie, mitten in der Einöde allein unterwegs mit meinem Truck, Rauch aus dem Fenster blasend, in Motels und gemieteten Wohnwägen übernachtend. Ich würde Garth Brooks hören und Willie Nelson und Randy Travis. Meine Hände wären schmutzig vom Öl. Ich wollte ein „Cowboy“ sein, damit ich meine Tränen zurückhalten und meine Familie beschützen könnte.

Ich habe mal geraucht und getrunken, aber dann beides sein lassen. Habe nie gelernt, Auto zu fahren, auf Ölbohranlagen zu arbeiten oder zu reiten, aber ich habe Lieder über diese Dinge geschrieben. Ich war nicht wirklich ein „Cowboy“, aber in meinem Herzen war ich immer einsam, einsam genug, um mit Überzeugung davon zu singen. Wenn ich Angst habe, mache ich mich möglichst groß und versuche, so zu gehen wie meine Onkel. Ich verstecke mich hinter ironischen Bemerkungen. Inzwischen habe ich Sachen gelernt, die sie dir in der Einöde nicht beibringen, wie zum Beispiel, dass es manchmal gut sein kann, zu weinen; aber wenn ich mich ganz einsam fühle, werde ich immer wieder in die freundliche Unnahbarkeit zurückfallen, die ich von meinen Onkeln gelernt habe.